Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 48 (1974)

Artikel: Peter und ich
Autor: Krättli, Anton
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559159

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Peter und ich

Die Erinnerung an das Gespräch mit Peter lässt mich nicht los. Ich wiederhole einzelne Dialoge daraus, ich ertappe mich dabei, dass ich sie weiterführe oder anders verlaufen lasse. War es am Ende ein imaginäres Gespräch, und habe ich es allein mit mir selbst geführt? Wenn man älter wird, soll das vorkommen. Wahrscheinlich wird er mich für einen hoffnungslosen Idylliker halten, für einen Idylliker oder sonst etwas Harmloses. Tröstlich immerhin, dass ich noch heute das Gefühl habe, er sei durchaus nicht ohne Verständnis für mich gewesen, obwohl er mir eigentlich auf der ganzen Linie widersprochen oder mich durch seine eigene Sicht der Dinge widerlegt hat – sofern er nicht überhaupt vorzog, höflich zu schweigen und mir zuzuhören. Meine Vorstellungen sind offenbar schief, meine Argumente schwach, meine Beispiele vermochten nicht zu überzeugen. Ich muss es in Kauf nehmen. Es wäre unaufrichtig, so zu tun, als hätte ich sie nicht. Ich habe sie damals geäussert und verteidigt, ich werde es also auch hier tun müssen.

Wer ist denn Peter? Man muss sich ihn etwa neunzehnjährig, schlank, eher klein, mit Haaren knapp bis zur Schulter vorstellen. Vergammelt wirkt er nicht, eher schon wie sorgfältig stilisierte Widerborstigkeit. Er besucht das Gymnasium. Wir sitzen zusammen beim Frühschoppen in den Sommerferien. Heile Welt, werden die sagen, die es besser wissen. Auch zu denen gehört er eigentlich nicht. Wir sind übrigens mit seinen Eltern befreundet, haben ihn schon als Kind gekannt und miterlebt, wie er heranwuchs. Wir sehen uns oft, besonders im Sommer, aber auch sonst. Andere Schwierigkeiten der Verständigung als die zwischen zwei Generationen gibt es zwischen uns nicht.

Es beginnt damit, dass ich ihn auf die Meinungsverschiedenheiten anspreche, die sie an seiner Schule über die Einsetzung

eines Schülerrats haben. Ich beziehe mich dabei auf Pressenotizen eher polemischer Art, wahrscheinlich aus der Feder eines engagierten Schülers, und auf beschwichtigende Ausführungen eines Lehrers, die mir zugänglich waren. Meiner Meinung nach, sage ich leichthin, sei die Idee unter den heute bestehenden Verhältnissen gar nicht so übel. Den Willen von etwas über dreihundert Schülern – so viele waren wir, wenn ich mich recht erinnere, zu unserer Zeit – könne man durchaus erkennen, wenn man wolle. Aber bei anderthalbtausend bedürfe es repräsentativer Vertretung.

Er lächelte nicht einmal. Den Willen der Schülerschaft, das gebe es nicht, sagte er. Repräsentation sei da überhaupt nicht denkbar.

Ich gehe natürlich davon aus, dass ich noch zu wissen meine, wie es bei uns war, und wenn ich selbstverständlich auch verfolge, was da an Moden und Äusserlichkeiten, sicher auch an Stimmungen und Formen des Selbstverständnisses seither alles geändert hat, so meine ich eben, ich vermöge mich einzufühlen. Dass uns Welten trennen sollen, will mir nicht in den Kopf. Ich weiss, sie streiten um Mitbestimmung, sie messen den Sinn oder den Nutzen von Einrichtungen an dem, was sie Relevanz nennen. Manchmal kommt es mir vor, sie hätten kein Vertrauen in Anfänge und Ansätze, sie halten sich nur an das, was ist oder eben nicht ist, ohne zu bedenken oder gar zu hoffen, dass in allem Möglichkeiten schlummern, die man wecken, ausgestalten, verwirklichen kann. Ich versuche es mit einem anderen Thema.

Du warst doch auch am Schultheatertreffen, sage ich. Eine prächtige Sache und überdies ein schönes Fest, oder nicht? Besonders der Abschluss, für mich und meine Freunde etwas zu laut, weisst du, man möchte doch gern ein Wort miteinander reden. Aber ein tolles Fest für die Jungen, oder nicht?

Die Schüler können nicht mehr festen, sagt er. Wieder so eine Feststellung. Er legt darauf besonderen Wert und bekräftigt es noch einmal. Es geht ihnen, dies seine Worte, der Sinn ab für das, was man einen richtigen Fez nennt.

Unglaublich, diese Aussage. Was steckt dahinter? Ich fasse den unklugen Vorsatz, ihn ein wenig aus dem Busch zu klopfen, und erzähle ihm vom Schulfest, das jetzt mehr als zwanzig Jahre zurückliegt. Damals, im Juni 1952 genau, als unsere und eure Schule ihre 150-Jahr-Feier beging, sage ich, waren sich nicht nur die Festredner, auch die jungen und die alten Teilnehmer, die Berichterstatter der Zeitungen und vermutlich breite Kreise der Bevölkerung darüber einig, dass zwischen der Schule und der sie tragenden Öffentlichkeit ein schönes Einverständnis bestand. Ich könnte dir aus der Rede des schmalbrüstigen und etwas schüchtern wirkenden Nobelpreisträgers, die den Fackelzug abschloss, die Stelle zitieren, in der er, sich an die eigene Schulzeit erinnernd, sagte, die Stadt sei mit ihrer Maturitätsschule und die Schule mit der Stadt so verwachsen, dass niemand sie sich getrennt denken könnte. Es gab keinen, der das als Phrase verstand. Es war die Wahrheit. Oder die Gründung der Kulturstiftung: da ist doch ein auf öffentliches Wirken ausgerichtetes Instrument unmittelbar von den ehemaligen Schülern geschaffen worden, ausdrücklich als Geschenk an ihre feiernde Schule. Kein Wandgemälde und kein Denkmal sollte es sein, sondern etwas Lebendiges, eben Ausdruck der Wechselwirkung zwischen Schule und Öffentlichkeit, die durch die Geschichte der hundertfünfzig Jahre vielfach zu belegen wäre. Fackelzug, Festakt in der Stadtkirche, Freinacht im Zelt und in sämtlichen Räumen des Schulhauses bestätigten, was jeder von uns empfand. Da repräsentierte sich der Geist einer lebendigen Institution, und keiner zweifelte damals daran, dass es dafür einen gemeinsamen Grund gebe.

Er lächelt nicht über meine Schilderung, bei der mich Eifer erfasst hat. Er ist unheimlich höflich. Kannst du dir das denn noch vorstellen? Fackelzug, der die Professoren abholt, Reden von der beschriebenen Art, Festhütte, wo sich Lehrer, Regierung, Ehemalige und Schüler wie eine einzige Bruderschaft zuprosten? Ich nicht.

Natürlich, ich hätte es bedenken sollen. Reminiszenzen sind

nicht gefragt. Wer sich damit abgibt, zieht den Argwohn auf sich, er flüchte sich aus der Zeit, aus ihren Gebrechen und aus ihren Problemen, in eine verklärte Vergangenheit, in der offenbar alles noch in Ordnung war. Die Gegenwart liebt es nicht, in den Spiegel des Gewesenen zu blicken oder gar mit Vergangenem verglichen zu werden. Besonders haben natürlich die Jungen – nicht nur die von heute allerdings – nicht das geringste Verständnis für die langweiligen Alten, die sich erinnern, wenn sie dasein sollten. Geschichte ist für sie, auf die Gegenwart bezogen, eine zusätzliche Last, die sie abschütteln.

Ich verstehe, dass du meine Geschichte nicht hören willst, sage ich. Aber weisst du, so war es eben zu meiner Zeit, ich bin da ganz sicher, dass nichts von dem, was damals gesagt wurde, nicht voll und ganz dem Empfinden und der Gewissheit Ausdruck gab, die uns allen gemeinsam waren. Und weisst du, wir kommen nie ganz los von dem, was einmal gewesen ist, ich nicht und du nicht. Man kann nicht so tun, als gehe uns das alles nichts mehr an. Das heisst, man kann es natürlich schon, aber dann macht man sich etwas vor. Und möglich scheint mir immerhin auch heute, dass der Blick zurück aus dem Bewusstsein heraus gewählt werden könnte, dass dort nicht Muster und Lösungen für Gegenwart und Zukunft zu finden sind, aber vielleicht Ziele.

Ziele, aus der Vergangenheit?

Da habe ich natürlich zuviel gewagt. Man müsste es anders sagen. Ich meine, wir überblicken doch möglicherweise besser, was früheren Generationen gelang und was sie verpasst haben. Wir sehen vielleicht besser, wohin wir voranschreiten könnten. Nicht alles, was einmal war, verdient vergessen zu werden. Ich weiss, es ist manchmal bereits gewagt, eine Binsenwahrheit auszusprechen. Ich teile deine Skepsis. Aber wenn ich die belegbare Wechselwirkung zwischen Schule und Öffentlichkeit bedenke, all die Impulse, die von der Schule in all den Jahren ihres Bestehens ausgegangen sind, dann muss ich einfach sagen, schön wäre es, wenn das auch heute noch so wäre, unter völlig ver-

änderten Vorzeichen und keineswegs im Sinne ängstlicher Bewahrung des Alten. Was aber das Fest betrifft, von dem ich erzählt habe, so sehe ich es noch heute so: was darin sichtbar wurde und was wir als junge ehemalige Schüler spürten, war Einverständnis, Zusammenhang, Gemeinsamkeit. Ihr aber, so kommt es mir zuweilen vor, ihr macht nicht einmal den Versuch, euch darzustellen.

Er widerspricht mir jetzt nicht. Für ihn ist klar geworden, dass er es mit einem Idylliker zu tun hat. Man kann da nichts machen, scheint er zu denken. Man sieht es ihm an. Für ihn spreche ich von Dingen, die nicht real sind. Real sind Konfrontation und Polarisation, Unmöglichkeit eben und Ende der Repräsentation. Er sieht kaum noch Gemeinsames, eher fortschreitende Auflösung, und er sagt es auch, nach längerem Schweigen. Wir sind uns sogar einig in der Beschreibung des Zustandes. Was will ich denn? Ihnen allen, auch den Lehrern, uns Ehemaligen ja auch, ist abhanden gekommen, was die Älteren unter uns noch als gemeinsamen Grund erfahren haben. Verlust und Verfall der Tradition haben ihre Wirkung getan, die Autoritätskrise auch. Diese Vorgänge sind nachgerade jedem geläufig. Man kann lange darüber streiten, was alles dazu geführt hat. An den Tatsachen selbst lässt sich nicht vorbeisehen. Selbst mir kommen heute die Schilderungen des grossen Festes von 1952 irgendwie unwirklich vor, überschwenglich, übertrieben, schönfärberisch. Und gar, wenn wir die Reden nachlesen, die damals gehalten wurden, Bekräftigungen schönster Gemeinsamkeit, stehen wir alle ein wenig ratlos da und fragen, ob denn ein Wandel dieses Ausmasses in zwei kurzen Jahrzehnten überhaupt möglich sei. Die 150-Jahr-Feier muss schon ein Abglanz gewesen sein. Die alte Zeit, für uns damals noch lebendige Tradition, stellte sich noch einmal dar, als die neue Zeit längst angebrochen war. Heute wissen wir, was sie – auch in bezug auf die Schule – gebracht hat. Es ist alles so ganz anders geworden. Aber wie denn?

Wer ehrlich ist, kann da nicht von Übereinstimmung zwischen Schule und Öffentlichkeit reden. Auch in dem, was ich mit

Öffentlichkeit meine, ist Repräsentation problematisch geworden. Noch liegt ja die Kontroverse über politisch-ideologische Indoktrination, über Drogengeschichten und andere Erscheinungen nicht allzu weit zurück. Grossratsdebatte, du erinnerst dich, und anschliessende Untersuchung signalisierten Spannungen, auch das Fehlen einer gemeinsamen Sprache. Im neusten Roman eines volkstümlichen Schriftstellers erscheint unsere Schule als Herd übler Umtriebe und als Stätte der Versuchung für einen Jungen bodenständiger Herkunft. Lauter Symptome dafür, dass das schöne Einverständnis gründlich gestört ist.

Peter bleibt ungerührt, während ich ins Dozieren gerate. Meine theoretischen Ausführungen lassen ihn kalt. Untersuchen wir doch, sagt er jetzt nur, was das für ein Verhältnis sein könnte, von dem du da ständig sprichst (irgendwo habe ich kürzlich von der vorherrschenden «Lust-Unlust-Ökonomie» und vom «Wärmetod des Gefühls» gelesen, reichlich starke Ausdrücke, aber etwas von dem, was sie wohl meinen, ist in seinem ganzen Verhalten!). Das gibt es doch gar nicht, sagt er. Das sei «verbale Kosmetik» (ich müsste ihr Vokabular einmal studieren). Es ist dabei keine Spur von Überheblichkeit in seinen Worten, auch Trauer eigentlich nicht, wie ich einen Augenblick vermute, nur Nüchternheit. Das ist für mich ein wenig beängstigend. Da wird nun ständig von Engagement gesprochen, alle wollen sie engagiert sein. Protest und Demonstration sind die Formen, in denen sie sich zu äussern pflegen. Peter gehört nicht zu denen, die da jederzeit mit dabei sind. Aber er unterscheidet sich auch nicht von ihnen in dem Punkt, der mir wichtig scheint. Wenn sie Engagement sagen, meinen sie nicht Gefühl. Peter sagt merkwürdige Dinge, für mich wenigstens sind sie merkwürdig. Die linken Schwärmer zum Beispiel – ich folge genau seinen Worten – sind für ihn die «harmlosen Linken». Er sagt, dass es andere gebe, die kühl und nüchtern mit der Wirkung heftiger Parolen in einer orientierungslosen Zeit rechnen und daran ihr egoistisches Süppchen kochen. Skepsis, Vorsicht, aber eigentlich

nicht einmal Enttäuschung spricht aus der Art, wie er diese Definitionen vorbringt. Er hat sich offensichtlich auf Tatsachen eingestellt, er versucht, damit zu leben, mit und in dieser Zufallsgemeinschaft Schule, in der Wissen vermittelt wird. Ich ahne, dass er es nicht leicht hat. Wir hatten es leichter.

Und du, frage ich, wo stehst denn du?

Ich weiss es noch nicht. Ich muss allein damit fertig werden.

Das ist nicht wahr, das redet ihr euch ein – heftiger Widerspruch steht mir schon zuvorderst. Aber dann zögere ich doch. Wir wissen zuwenig voneinander. Am Ende ein Informationsproblem? Warum sucht ihr denn nicht das Gespräch? Warum eigentlich spielt sich, was du da über eure Schule sagst, so unter Ausschluss einer breiteren Öffentlichkeit ab? Zu meiner Zeit – entschuldige, dass ich schon wieder davon anfange – war die Schule ein Teil dieser Öffentlichkeit, und überdies stellte sie sich ab und zu auch dar und wurde gesehen. Man wusste allerlei voneinander, die draussen und die drinnen, und das scheint mir schliesslich wichtig. Also ich denke mir, weil das nicht mehr so gut von selber spielt, man könnte doch da ein wenig nachhelfen. Die Schule müsste die Öffentlichkeit kontinuierlich informieren, sie sollte sich nicht scheuen, über ihre Probleme, ihre Leistungen, Anlässe und besondere Vorkommnisse einen ständigen Dialog zu führen mit allen, die sich dafür interessieren.

Die Schüler sind selber nicht informiert, sagt er höflich.

Trennen uns Welten? Die Erinnerung an das Gespräch mit Peter lässt mich nicht los. War es ein imaginäres Gespräch?

Anton Krättli